

## Eine Ohrfeige und andere politische Informationen

Mein erstes Bilderbuch war Großvaters Cego-Spiel. Der Fußboden in der Stube war das Spielfeld, darauf legte ich die Karten schön geordnet nach ihren Zeichen neben- und untereinander aus: Ecke, Herz, Schippe, Kreuz, und die dann wieder geordnet nach ihrem Wert: von den Leeren über Bube, Reiter und Dame bis zum König. Bei den Leeren lernte ich ganz nebenbei bis zehn zählen - eins bis vier gab es bei den roten, sieben bis zehn bei den schwarzen, und bei fünf und sechs halfen die Finger. Viel interessanter aber waren die bunten Figuren, und wenn man die vier Buben, Reiter, Damen und Könige nebeneinander legte, sah man, daß jede der jeweils vier ein eigenes Gesicht und eine eigene Ausstattung und Haltung hatte. Meine Lieblinge aber waren die Trocks, sie bildeten ein unerschöpfliches Realienbuch mit ihren zahmen und wilden Tieren; Hund, Katze, Kuh, Pferd und andere kannte ich aus meinem täglichen Umfeld, doch Löwe, Eisbär, Nashorn, Walfisch, Kamel und Elefant entführten mich in die große, unbekannte, lockende weite Welt.

Das nächste Bilderbuch befand sich auf dem Dachboden, der Bühne, wie man in Wyhl dazu sagte. Hier gab es nicht nur zwei große, aus Strohsträngen gefertigte muschelförmige Wannen zum Trocknen der Walnüsse im Herbst, sondern auch eine flache Kiste mit Nägeln, Schrauben und Haken und eine eiserne Bürste, groß wie ein Straßenbesen; das war eine Hechel, durch die man vor wenigen Jahren noch die Hanfstengel durchgezogen hatte, bis sie zu feinen Fasern geworden waren. Unser liebster Spielzeug auf der Bühne aber waren große, bunte Geldscheine mit unvorstellbar riesigen Zahlen: wir fingen mit Tausend an und steigerten uns über Zehntausend, Hunderttausend, Millionen, Milliarden, Billionen, Billiarden bis zu Trillionen und Trilliarden in einen wahren Zahlenrausch, als wären wir Dagoberts Enkel; bei Trilliarden aber hörte es auf, Perpet sagte, eine größere Zahl gebe es nicht, und mir war's recht. Später hörte ich nicht nur, daß diese Scheine trotz der großen Zahlen nichts wert waren und daß sie aus einer Zeit stammten, die man Inflation nannte, sondern auch, daß die Großeltern wie die meisten Leute in Deutschland durch die Inflation ihr erspartes Geld verloren hatten und arm geworden waren.

Manchmal wurde Großvaters Haus zur Theaterloge, zum Beispiel, wenn ein Wanderzirkus neben dem Waaghäuschen beim Kreuz eine hohe Stange im Boden festmachte, an der und um die herum dann die Vorstellung stattfand. Das war immer abends, denn tagsüber hatten höchstens ein paar Kinder Zeit zum Zuschauen, aber die konnten kein Eintritts- oder genauer „Guckgeld“ bezahlen; die Zirkusleute agierten nämlich stets unter freiem Himmel, auf Tuchfühlung zum Publikum. So eine Truppe bestand aus vier bis fünf Personen, einem Affen und einem Bären. Der Affe sorgte mit dem Clown zusammen für die Lachnummern, und der Bär hatte, am Nasenring geführt, zu den Tönen einer Flöte und den rhythmischen Schlägen einer Trommel um die Stange herumzutanzten. Höhepunkt des Abends war aber stets der Auftritt der Akrobaten. Gewöhnlich kletterte erst eine fast nackte Frau die Stange hoch, hielt sich an der Spitze mit einer Hand fest, während sie die andere waagrecht ausstreckte und die Füße fest gegen die Stange stemmte. In dieser Haltung drehte sie sich ein paarmal um die Stange, während den Zuschauern fast der Atem stockte. Dann kletterte ein ebenso spärlich bekleideter Mann hinterher und vollführte ähnliche Kunststücke, und als absolute Glanzleistung machte er auf der Spitze einen Handstand. Die Stange bog sich manchmal bedenklich unter dem Gewicht der beiden, und wenn sie dann unversehrt die Stange herabrutschten, klatschten alle begeistert, und der Clown hatte keine Mühe, die paar Pfennige einzusammeln, die die Vorstellung kostete. Perpet und ich schauten der ganzen Vorstellung aus dem unverglasten Giebelfensterchen auf dem Dachboden zu und befanden uns auf

gleicher Höhe mit den Akrobaten bei ihren Kunststücken; gezahlt haben wir nichts, doch geklatscht haben wir ganz besonders fest.

Das muß in den Jahren 1931/32 gewesen sein. Und da gab es vor Großvaters Haus nicht nur Zirkus, sondern auch Politik. Immer mal wieder wurde direkt vor dem Haus eine Rednertribüne aufgebaut, und am Abend füllten dann viele Menschen, vor allem Männer, den ganzen Platz um Waage und Kreuz, um zu hören, was der Mann auf der Tribüne zu sagen hatte. Perpet und ich hatten unseren Logenplatz, und was die jeweiligen Redner mit lauter Stimme über den abendlichen Platz riefen, verstanden wir nicht, wohl aber die Zurufe aus dem Publikum. Da gab es einen, der seine Zustimmung immer mit „bravo“ kundgab, und deshalb hieß er im Dorf auch kurzerhand „der Bravo“. Häufiger hörten wir allerdings ein anderes Wort: „Säärrichdig!“ tönte es bei jeder dieser Veranstaltungen von unten her - ein rätselhaftes Wort, denn daß etwas richtig oder falsch war, hatten wir mit unseren vier beziehungsweise acht Jahren begriffen, aber daß etwas noch mehr als richtig war, also „säärrichdig“, das machte uns zu schaffen. Einmal, als der Redner unter uns gerade eine Pause einlegte und allgemeines Schweigen herrschte, krächten wir aus unserem Logenplatz herab: „Säärrichdig!"; die Leute unten lachten und der Redner geriet vielleicht etwas aus dem Konzept. Wir verdrückten uns darauf lieber nach unten in die Küche.

Ob es der 30. oder erst der 31. Januar 1933 war, weiß ich nicht, wohl aber, was mir da passierte. Es war mitten am Vormittag, als ich mit meiner Blechtrommel vor dem Bauch unterwegs war zu meinem Freund Alfons Dickele in der Gesellengasse. Ein großer Trommler war ich nicht, und wenn ich den Gipsler-Franz und seine Buben, den Ferdi und den Werner, bei der Blechmusik erlebte, wußte ich, was für ein Stümper ich war. Aber ich liebte meine Blechtrommel und bearbeitete sie mit Begeisterung auch an diesem Vormittag. Vor der Schule standen ein paar Männer in einer braunen Uniform und mit einer Schirmmütze auf dem Kopf; ich ging auf der anderen Seite bei Holzhändlers vorbei und zum Rathaus hin. Da kam einer der Uniformierten auf mich zu und fragte: „Wie heißt der deutsche Gruß?“ Ich antwortete, weil ich das vom Großvater so gewohnt war: „Heil Hindenburg!“ Daraufhin bekam ich von dem Fragesteller eine Ohrfeige, daß ich gegen die Rathauswand fiel, und er brüllte: „Heil Hitler heißt das! Merk dir das!“ Ich merkte mir vor allem, daß braune Uniform und Heil Hitler Ohrfeigen bedeuteten, denn ich war ja erst vier Jahre alt, und da merkt man sich nur das Wichtigste. Aber als in der nächsten Zeit sogenannte Fackelzüge stattfanden, bei denen SA-Leute in Uniform bei einbrechender Dunkelheit, links und rechts von Helfern mit brennenden Pechfackeln begleitet, durch das Dorf marschierten - und bei den Uniformierten braunen Gestalten waren auch ein paar Wyhler dabei-, da rannte ich wie viele andere Kinder neben dem Zug her und fand das ganze Spektakel aufregend.

Ein paar Jahre später war Krieg, zwischen Breisach und Weisweil war den deutschen Truppen der Durchbruch durch die französische Maginot-Linie gelungen, und Elsaß-Lothringen war nun wieder deutsch. Das wirkte sich auch für uns Jugendliche in Wyhl aus: jetzt konnten wir mit unseren Fahrrädern bei Sasbach über die klappernde Schiffsbrücke nach Marckolsheim und weiter nach Schlettstadt und auf die Hochkönigsburg fahren, und die Elsässer kamen mit ihren Velos ebenso auf unsere Rheinseite. Allerdings gab es auf beiden Seiten Störenfriede, die Reißnägel streuten und so für ärgerliche „Plattfüße“ sorgten.

Ein für Wyhl erfreulicher Elsaß-Import war die Schwester Maria, die als Seelsorgehelferin ins Pfarrhaus einzog. Sie sprach ein perfektes Hochdeutsch, aber ebenso ein astreines Französisch, nichts mit „Wullewu dr Ranza voll aweg a Briigili“! Und außerdem verstand sie als Elsässerin natürlich auch jedes Wyhler Wort. Schwester Maria war klasse.

In den Sommerferien 1941 sagte mir unser Pfarrer Wilhelm Gärtner, ich möchte mit der Schwester Maria zusammen die kirchliche Borromäus-Bücherei durchforsten und alles aussortieren, was den Nazis einen Vorwand liefern könnte, die Bücherei zu schließen.. Ich kannte die Bücherei ziemlich gut, denn ich war seit meinem achten Lebensjahr ein eifriger

Kunde. Außerdem war ich seit April 1940 im erzbischöflichen Konradhaus in Konstanz und von da her gegen die Nazidoktrin einigermaßen geimpft. Schwester Maria und ich wußten also, welche Bücher für braune Kontrolleure einen Grund abgeben konnten, die ganze Bücherei zu liquidieren.. Aufschlußreich für mich waren besonders die begleitenden Gespräche. Schwester Maria fragte zum Beispiel: „Hast du schon einmal in eurer Zeitung, dem „Alemannen“, eine Kritik an der Regierung gelesen?“ Ich mußte verneinen. Darauf kam Marias Belehrung: „Glaubst du, daß die Regierung immer alles richtig macht?“ „Wahrscheinlich nicht“. „Deshalb braucht man jemand, der das korrigiert. Das ist die Opposition. Und deren Vorschläge müssen dann auch in die Zeitung, damit die Menschen entscheiden können, wer in Zukunft regieren soll. Das heißt man Demokratie.“ Da hörte ich also zum ersten Mal dieses Wort, und mit meinen Anfängerkenntnissen in Griechisch konnte ich es auch übersetzen: Volksherrschaft hieß es.

Auch im Konstanzer Lehrerkollegium gab es Neuzugänge aus dem französischen Raum. Zunächst lernten wir als Lateinlehrer den Herrn Mejäär aus S-trasbuur kennen. Er behandelte uns ausgesprochen widerlich als feindliche Nazibrut, brachte die ganze Klasse auf die Einheitsnote sechs und wurde zum Glück für uns bald abgelöst. Sein Nachfolger war ein echter Franzose, Monsieur Jacob, und bei ihm fanden wir wieder Freude an der Sprache der alten Römer. Sein Deutsch war nicht fehlerfrei, und er sagte immer mal wieder: „Ich als Franzose“, aber das akzeptierten wir, denn er ging so mit uns um, wie man das von einem Lehrer gegenüber seinen Schülern erwartet. Zum Schuljahr 1942/43 bekamen wir schließlich einen neuen Lehrer in Biologie und Chemie und zugleich als Klassenlehrer, einen Elsäßer aus Colmar, den Georges Sigwarth. Er kam aus der dortigen Pfadfinderbewegung, und wir hatten ihn auf Anhieb gern und nannten ihn wegen seines jugendlichen Aussehens „Bubi“; wir merkten, daß er nicht nach Nationalitäten unterschied, sondern einfach jungen Menschen einen Zugang öffnen wollte zu der ungeheuer großen Welt seiner Fachgebiete und daß es ihm Spaß machte, mit Jugendlichen umzugehen. Da wir von Hause aus fast Nachbarn waren, gab er mir die Adresse seiner Eltern in Colmar, die in der Langstraß, der Grande Rue, eine Épicerie, also eine Kolonialwarenhandlung betrieben. Ich fuhr in den Ferien mit dem Fahrrad von Wyhl nach Colmar, fand die Épicerie, wurde freundlich aufgenommen und ging dann mit dem Vater meines Lehrers durch die Altstadt von Colmar. Unser vordergründiges Ziel war ein Geschäft, wo ich einen passenden Film für meinen - geliehenen - Fotoapparat kaufen konnte. Mein Führer hatte aber noch anderes im Sinn, wie ich merkte. Auf dem Gang durch das alte Colmar zeigte er mir Häuser und Denkmäler, die sowohl mit der deutschen wie auch mit der französischen Vergangenheit der Stadt zu tun hatten, so daß zum Schluß auch der Dümme fragen mußte, was denn dieses dauernde feindselige deutsch-französische Wechselspiel sollte.

Als ich im Sommer 1949 mit zwei Kommilitonen zu einer sechswöchigen Fahrradtour durch Frankreich aufbrach und Wyhler Freunde meinten, mich sähen sie wohl nicht wieder, die Franzosen brächten uns sicher um, dachte ich an Schwester Maria, an Monsieur Jacob, an die Familie Sigwarth in Colmar, auch an den Herrn Mejäär, ja, an den auch, und sagte: „Die auf der anderen Rheinseite sind nicht anders als wir; ich komme wieder, verlaßt euch drauf!“